Instabile Beziehungen.

Die kulturelle Dynamik von Wissenschaft und Geschlecht^I

THERESA WOBBE

Einleitung

In der soziologischen Frauen- und Geschlechterforschung war die Auffassung von Geschlecht als Strukturkategorie lange der Garant dafür, in allen gesellschaftlichen Bereichen eine soziale Relevanz des Geschlechterunterschieds anzunehmen. Dies führte zu einer Arbeitsteilung mit soziologischen Theorien, die ihrerseits in der Regel von einer Geschlechtsneutralität sozialer Kontexte ausgingen (vgl. Hirschauer 1994, 2001). Einige Koordinaten dieser Arbeitsteilung sind in der letzten Zeit erfreulicherweise in Bewegung geraten. So hat sich eine Debatte über den veränderten Grad geschlechtlicher Differenzierung und Ungleichheit entwickelt, in der die Ordnungsfunktion des Geschlechts zur Diskussion gestellt wird. Für die Geschlechtersoziologie ist in diesem Zusammenhang vorgeschlagen worden, die Relevanz von Geschlecht nicht vorauszusetzen, sondern systematisch zu fragen, unter welchen spezifischen Bedingungen und in welchen Kontexten Geschlecht überhaupt sozial Geltung erlangt. Diesem Vorschlag liegt die These zugrunde, daß durch die Einbeziehung von Frauen in alle gesellschaftlichen Bereiche die Geschlechterungleichheit strukturell weitgehend nicht mehr abgesichert ist wie etwa vor hundert Jahren, daß sie heute vielmehr über indirekte und informale Mechanismen, insbesondere auf der interaktiven Ebene reproduziert wird (Heintz/Nadai 1998; Heintz 2001b). Damit wird auch die Frage aufgeworfen, ob die Geschlechterungleichheit heute als ein instabiles Phänomen aufzufassen ist (vgl. Heintz in diesem

Band; Heintz 2001b; Weinbach/Stichweh 2001) oder ob sie als soziale Grundstrukturierung fortbesteht (Knapp 2001).

Im Prinzip lassen sich diese Überlegungen auf alle sozialen Kontexte anwenden. Sie sollen hier auf die Wissenschaft bezogen werden, auf die Frage, ob und wie der Geschlechtsbezug in der Wissenschaft sozial bedeutsam ist. Die Wissenschaft ist inzwischen ein Unternehmen geworden, das für die Geschlechter gleiche Zugangsmöglichkeiten bietet. Die unterschiedlichen Barrieren, die seit dem 19. Jahrhundert dazu dienten, Frauen aus der Wissenschaft fern zu halten, fielen im 20. Jahrhundert. Diese Entwicklungslinie ließe sich modernisierungstheoretisch als nachholende Modernisierung beschreiben, als Inklusionstrend, der die Relikte einer funktional irrelevanten Geltung der Geschlechtsdifferenz endgültig aufhebt. So ist es heute auch nicht mehr legitim, Frauen aufgrund ihres Geschlechts geringere wissenschaftliche Leistungen zu unterstellen als Männern.

Zugleich können geschlechtsspezifische Verteilungsmuster in der Wissenschaft nicht übersehen werden. In den Spitzenpositionen sind Frauen und Männer ungleich vertreten, der Anteil von Frauen sinkt systematisch mit der Aufstiegsposition sowie mit der Reputation von Institutionen und Disziplinen (vgl. BLK 2002). Nun sind diese Asymmetrien nicht notwendigerweise ein Beleg für Diskriminierung. Und die Abwesenheit von Differenzen ist nicht automatisch ein Beleg dafür, daß keine Diskriminierung stattfindet (vgl. Long/Fox 1995). Von Benachteiligung oder Bevorzugung ist erst dann zu sprechen, wenn partikularistische Kriterien ins Spiel kommen, also nicht etwa die unterschiedliche Leistung, sondern das Geschlecht (oder auch Rasse, Nationalität oder Alter).

Rückt man diesen Befund in die historische Perspektive, dann zeichnen sich zwei Entwicklungslinien ab. Zum einen vollzieht sich seit dem 20. Jahrhundert weltweit eine Inklusion der Frauen in die Wissenschaft (vgl. Ramirez in diesem Band; Bradely/Ramirez 1996; Ramirez/Wotipka 2001). Zum anderen enthalten die Inklusionsbedingungen einen Geschlechtsbezug, der entsprechend der Universalismuskonzeption der Wissenschaft nicht relevant sein dürfte und eher den Frauen als den Männern zum Nachteil gereicht (vgl. Heintz 1998 und in diesem Band). Historisch hat sich dieses Verhältnis von Gleichheit und Ungleichheit geändert. Meine These ist, daß der Wandel von Wissenschaft und Geschlechterverhältnis verzahnt ist. So korrespondierte die früh-neuzeitliche Genese der Wissenschaft mit einem ständisch-korporativen Geschlechterverständnis. Erst die Institutionalisierung der modernen Wissenschaft im 19. Jahrhundert war eng an das Differenzkonzept der Geschlechter gekoppelt. Im 20. Jahrhundert breitete sich zunehmend das Gleichberechtigungsprinzip in der Wissenschaft aus, ohne daß dies freilich zur Auflösung der Differenzsemantik führte.

Aufgrund der heutigen Koexistenz von Gleichheits- und Differenzkon-

zepten spreche ich im Anschluß an Erving Goffmans Bühnen-Metapher des Sozialen (Goffman 1983) von einer Vorderbühne, auf der die formalstrukturelle Anpassung an das Gleichberechtigungsprinzip stattfindet, während auf der Hinterbühne die Differenzsemantik fortexistiert. Goffmans Konzept diene der neo-institutionalistischen Organisationsforschung als einer der sozialphänomenologischen Referenzen, um die kognitiven Gesichtspunkte und die Routineaspekte von Institutionen zu konzipieren (vgl. DiMaggio/Powell 1991a; Hasse/Krücken 1999). Das Doppelbödiqe des Sozialen bei Goffman bot einen Ausgangspunkt, um den Unterschied zwischen Formalstruktur und Handlungsstruktur von Organisationen zu analysieren (vgl. Meyer/Rowan 1991). Nach diesem Verständnis wohnen der Strategie von Organisationen durchaus andere als rationale Elemente inne, die vorwiegend zur Legitimation des modernen und rationalen Imperativs einer Organisation dienen und folglich auch symbolische Funktion haben.

Mit diesem Konzept der losen Koppelung von Anpassung und Handlung können Diskrepanzen und Ungleichzeitigkeiten z.B. zwischen der formalen Verpflichtung zur Gleichberechtigung und ihrer Umsetzung erklärt werden. Dieser Ansatz besagt freilich nicht, daß die symbolische Funktion der Formalstruktur ohne Wirkung wäre, also bloßes *Gerede*, das keine Spuren hinterläßt.² Wie neo-institutionalistische Studien zeigen, entstehen mit der Übernahme von Gleichberechtigungsprinzipien neue kognitive Schemata, also Maßstäbe und Interpretationskriterien, die von Experten und sozialen Bewegungen aufgegriffen werden und neue Dynamiken erzeugen.³ Für die Vorder- und Hinterbühne der Wissenschaft bedeutet dies, historisch und sozial nach den Kontexten und dem jeweiligen Grad der Verschränkung von Formal- und Handlungsstruktur unter dem Gesichtspunkt des Geschlechtsbezugs zu fragen. In diesem Sinne schließe auch ich an Goffman an, um die Institutionalisierung, De-Institutionalisierung und Re-Institutionalisierung (vgl. Jepperson 1991; Nedelmann 1995) des Geschlechterverhältnisses zu diskutieren.

Der Bezug zu Goffman ergibt sich außerdem aus einem weiteren Gesichtspunkt, der im Neo-Institutionalismus weitgehend einen *missing link* ausmacht. Der Neo-Institutionalismus führt seine Untersuchungen überwiegend auf der Makroebene der Weltgesellschaft und der Mesoebene der Organisation durch (vgl. Meyer 2003; Hasse/Krücken 1999; Wobbe 2000). Demgegenüber verweist der Name Goffman auf die Ebene der Interaktion als einer eigenständigen Ordnung des Sozialen, die eine lose Koppelung zur Sozialstruktur aufweist (Goffman 1994: 85). In der Metapher der *Vorderbühne und Hinterbühne* klingt damit auch die Frage an, welchen Effekt die Elemente der Formal- und Realstruktur und deren Wechselwirkung auf berufsbezogene Interaktionen in der Wissenschaft haben und Geschlechterungleichheit reproduzieren.⁴

Darüber hinaus verwende ich Goffmans Konzept in einem weiteren Sinne für die historische Rekonstruktion der Relation von Wissenschaft und Geschlecht. Denn historisch wurden die Geschlechter bzw. die Bedeutungen des Geschlechterunterschieds in einer spezifischen Phase der gesellschaftlichen Entwicklung auch tatsächlich auf verschiedene Bühnen verteilt, d. h. auf die Vorderbühne der Institutionen des Wissenschaftssystems (Akademie, Universität, Labor) und die Hinterbühne der Familie als Funktionssystem für personale Kommunikation. In der Frühen Neuzeit scheinen andere Bühnen existiert zu haben, die weder die kontrastive Unterscheidung zwischen Familie und Beruf kannten noch die entsprechenden Hierarchisierungen vornahmen. Die Bühnen-Metapher erlaubt es, auch diese Relationen zu thematisieren. Seit dem 19. Jahrhundert führte die Trennung von Personen und Bereichen dazu, daß eine Verbindung zwischen beiden zunehmend problematischer wurde. Es entstanden vielfältige und widersprüchliche Bedeutungen des Geschlechterunterschieds, die polare Bewertungen erzeugten, so daß etwa die Assoziation von Männern und Kindererziehung nicht weniger verstörend wirkte wie die von Frauen und Wissenschaft (vgl. Daston, Hausen und Rossiter in diesem Band).

Die Beiträge dieses Bandes diskutieren in einem breiteren historischen Rahmen, wie diese *Gender*-Dimension in der wissenschaftlichen Arbeitsweise und Forschungspraktik historisch Evidenz und kulturell Autorität erlangte und in welchem Maß sie heute noch von Bedeutung ist. Sie fragen dabei zum einen nach den normativen Konzepten, die die Grenzen der wissenschaftlichen Arbeitsweise und des Forschungshandelns festlegen, und sie treffen dabei die Annahme, daß dem Geschlechterschema für die Kriterien der Grenzziehung eine Funktion zukommt. Sie sondieren zum anderen die Zusammenhänge, durch die eine Koppelung von Wissenschaft und Geschlechtsbezug ihre intellektuelle Überzeugungskraft und ihre strukturbildende Wirksamkeit erhalten konnte.

Ich werde diesen historischen Wandel auf die Verschränkung von wissenschaftlicher Arbeitsweise und Geschlechtssemantik beziehen. Zur Strukturierung dieser Diskussion möchte ich zunächst die Sicht der Geschlechter- und Wissenschaftsforschung umreißen und anschließend das Arbeits- und Berufskonzept als strukturelles Merkmal der Differenzsemantik im 19. Jahrhundert skizzieren.

Geschlechterforschung und Wissenschaftsforschung

Zunächst fällt auf, daß der Übergang von der frühen neuzeitlichen zur modernen Wissenschaft des 19. Jahrhunderts mit der Ausdifferenzierung des Sozialsystems der Familie als privatisierter Sphäre zusammenfiel. In diesen

Transformationsprozessen wechselten der Ort und die Methoden der Wissenschaft; die Vorstellung von der wissenschaftlichen Arbeit und der Arbeit der Geschlechter veränderte sich ebenfalls. Als die alte europäische Ordnung der ständischen Differenzierung zusammenfiel, führte dieser Einschnitt zu einem durchgreifenden Wandel der Positionen von Frauen und Männern. Das moderne Konzept der Familie als private Intimsphäre und die Professionalisierung der Forschungspraktik begründeten neue Auffassungen von Arbeit und Arbeitsteilung, die geschlechtlich definiert wurden (vgl. Bock/Duden 1977; Hausen 1976 und in diesem Band; Scott 1988, 1994). Die wissenschaftliche Tätigkeit, die sich zu einem eigenständigen Handlungstypus herausbildete, wurde nun an ein Konzept der geschlechtlichen Arbeitsteilung gekoppelt, das zur gleichen Zeit als neues, die Funktionssysteme übergreifendes Prinzip, entstand. Dieser Transformationsprozeß wird von der Wissenschafts- und Geschlechterforschung unterschiedlich aufgegriffen.

Die makrosoziologisch orientierten Konzepte der Wissenschaftssoziologie (vgl. Weingart 2003), die Institutionentheorie (vgl. Merton 1985a) und die Systemtheorie (vgl. Luhmann 1990; Stichweh 1991, 1994a) gehen von der Ausdifferenzierung der gesellschaftlichen Funktionssysteme im Prozeß der Modernisierung aus. Auch die Wissenschaft entwickelte sich demzufolge als autonomes Handlungssystem, das seine Leistungsanforderungen auf Basis von Eigenrationalität erzeugte und dadurch die Grenze zu den anderen Teilsystemen zog. Was als Wissenschaft gilt, als Wahrheit oder Nicht-Wahrheit, bestimmt die Wissenschaft, nicht aber der Arbeitsmarkt, die Kunst oder die Politik. Die Systemtheorie plausibilisiert diese These über ihre Kommunikationstheorie der autopoietischen selbstreferentiellen Systeme (vgl. Luhmann 1994; Stichweh 1994a) und die Institutionentheorie über das Normsystem der Wissenschaft (vgl. Merton 1985b; Felt et al. 1995).

Trotz ihrer theoretischen Unterschiede ist beiden Konzepten gemeinsam, daß sie die Anforderungen für die Einbeziehung in das Funktionssystem der Wissenschaft – in einem unterschiedlichen Grad – durch interne, d.h. wissenschaftliche Maßstäbe geregelt sehen. Danach ist es die Wissenschaft, die Anforderungen für die Inklusion konditioniert (vgl. Stichweh 1979, 1991). Aufgrund dieser analytischen Ausrichtung kann die moderne geschlechtliche Differenzierung (vgl. Tyrell 1986), die sich in demselben Zeitraum wie die Institutionalisierung der modernen Wissenschaft herausbildet, kaum ins Blickfeld geraten. Das Augenmerk richtet sich auf die Abgrenzung der Wissenschaft aus nicht-wissenschaftlichen Kontexten, auf die Etablierung neuer, wissenschaftsinterner Normen und Rollen, die sich gegen Restriktionen durch andere Rationalitäten stabilisieren.

Bezieht man mit der geschlechtlichen Differenzierung eine weitere Differenzierungsform ein, so rückt die erste Erzählung in ein anderes Licht.

Zunächst einmal kann die Form der geschlechtlichen Differenzierung, die sich im 19. Jahrhundert institutionell durchsetzt, nicht als Relikt einer Tradition aufgefaßt werden. Die geschlechtliche Differenzierung, die quer zur funktionalen Differenzierung verläuft, stellt vielmehr eine moderne europäische Innovation dar. In der alteuropäischen Ordnung bezeichnete Geschlecht einen Herkunfts- und Familienzusammenhang, also eine korporative Kategorie nach ständischer Differenzierung (vgl. Dilcher 1997; Wunder 1997, 1999). Im ausgehenden 18. Jahrhundert bildete sich langsam eine andere Bedeutung heraus und verdichtete sich zu einem neuen kulturellen Schema, das die Differenz zwischen dem Weiblichen und Männlichen als Grundcharakter physischer, psychischer und sozialer Organisation codierte. Geschlecht bezog sich nun auf eine individuelle Zugehörigkeit und bezeichnete die Differenz zwischen dem Weiblichen und dem Männlichen als Polarität und Ergänzung, die (natur-)wissenschaftlich begründet wurde (Frevert 1995; Hausen 1976).

Die Studien der Geschlechterforschung zeigen, daß das moderne Geschlechtskonzept sich nicht auf die Familie beschränkte, vielmehr lag seine neue Qualität darin, ein übergreifendes und universales Prinzip darzustellen, das die Funktionssysteme überwölbte. Die Differenzsemantik hinterließ im 19. Jahrhundert ihre Spuren in staatswissenschaftlichen Abhandlungen (vgl. Frevert 1995) und humanwissenschaftlicher Grundlagenliteratur (vgl. Honegger 1991), aber auch in Fabrikordnungen (vgl. Hausen 1997) und prägte bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts die Rechtsnormen (vgl. Gerhard 1997; Leicht-Scholten 2000). Das Differenzkonzept folgte einem anderen Muster der Modernisierung als die funktionale Differenzierung, d.h., es infiltrierte alle Funktionssysteme, war funktional nicht abgegrenzt und produzierte Einschränkungen, die mit der normativen Vorstellung von Eigenrationalität nicht konvergierten.

Die Wissenschaftsforschung hat sich mit diesem Zusammenhang von funktionaler und geschlechtlicher Differenzierung systematisch kaum beschäftigt (vgl. Weingart 2003). Die Wissenschaftssoziologie in Anschluß an Merton hat bei ihrer Prüfung der Universalitätsnorm zwar Probleme der Geschlechterungleichheit untersucht, die für heutige Studien zum Partikularismus in der Wissenschaft entscheidend sind (vgl. die Beiträge in Zukerkmann 1991; Long/Fox 1995). Die Frage nach dem besonderen Zusammenhang von funktionaler und geschlechtlicher Differenzierung hat sie nicht vertieft. Die Geschlechterforschung bietet sich als Feld an, auf dem diese Frage bearbeitet wird.

Der Zugang der Geschlechterforschung verläuft überwiegend professionssoziologisch, d.h. über die Professionsseite der Wissenschaft und weniger über die Forschungsseite der Disziplinen (vgl. zu dieser Unterscheidung Stichweh 1994b). Wissenschaft und die institutionelle Geschichte von

Wissenschaftlerinnen in ihren Disziplinen ist vor allem an den Schnittstellen von Professionsentwicklung und Berufskonstruktion untersucht worden (für viele vgl. Wetterer 1992, 1995; Schultz 1990; vgl. hierzu als Überblick Kraus 2000b). Zumeist nehmen diese Studien keine systematische Unterscheidung nach dem Kontext vor, so daß Sektoren, Organisationen, Disziplinen und Forschungspraktiken als besondere Kontexte für Karrieren in der Regel wenig Beachtung finden (vgl. anders Kuhlmann/Matthies 2001; Lüchauer 2002; Tobies 1997; Vogt in diesem Band). Folglich treten die unterschiedlichen Bedingungen von Wissenschaftlerinnen nicht ins Blickfeld.

Für die Verschränkung spezifischer wissenschaftlicher Arbeitsprozesse und geschlechtlicher Arbeitsteilung hat sich die Geschlechterforschung also ebenfalls nicht sehr interessiert, so daß die Gewichtung geschlechtlicher und funktionaler Differenzierung kaum behandelt wurde. Während die Wissenschaftssoziologie den Fokus auf die Eigenrationalität des Teilsystems legt und dabei die Relevanz der geschlechtlichen Differenzierung unterschätzt, verkennt die Geschlechterforschung oftmals den Eigensinn der Wissenschaft, also die Binnendynamik ihrer Arbeitsweisen und deren Bedeutung für die Geschlechter (vgl. Heintz in diesem Band).

Dieses etwas ungleichgewichtige Bild, das durch die einseitige Fokussierung auf das Geschlecht einerseits und das wissenschaftliche Teilsystem andererseits entsteht, verändert sich durch neuere Studien der Wissenschaftsgeschichte, d. h. durch eine von der Geschlechterforschung informierte Wissenschaftsgeschichte. Diese Studien verknüpfen die Geschlechterperspektive mit Fragen der wissenschaftlichen Arbeitsweise und Forschungspraktiken. So konzipieren die Herausgeberinnen des Bands *Creative Couples in the Sciences* die Arbeitsform des Wissenschaftspaares als Analyseinheit der Wissenschafts- und Gendergeschichte (vgl. Pycior/Slack/Abir-Am 1996). Bildeten im 19. Jahrhundert die sog. *family firms* (Ogilvie 1987: 104) spezifische Formen der Zusammenarbeit, die von Familienmitgliedern oder sogar gesamten Familien durchgeführt wurde, so entwickelte sich im frühen 20. Jahrhundert das neue Modell des Arbeitspaares. Die verschiedenen Ausprägungen dieser Kooperation reichen von egalitären Formen der Kooperation, die beiden Partnern Anerkennung verschafft, über die *Schülerin-Lehrer*-Relation bis zu einem Muster, bei dem die Frau auf der Hinterbühne die wissenschaftliche Arbeit des Ehemannes unterstützt (vgl. Abir-Am/Outram 1987; Pycior/Slack/Abir-Am 1996).

Weitere Untersuchungen belegen, daß die *Gender*-Dimension der Wissenschaft, also die Bedeutung, die dem Geschlechterunterschied zukommt, erstaunliche Variationen aufweist, und daß diese nicht nur in der Differenzierung der Wissenschaft, sondern ebenso in dem Wandel des Geschlechterverhältnisses begründet sind (vgl. die Beiträge in Kohlstedt 1999). Bezogen auf die Frühe Neuzeit wird vom *experimental household* (Harkness

1999) gesprochen, in dem die Tätigkeitsbereiche von Männern und Frauen sich überschneiden und keineswegs mit der späteren *Dissoziation von Familie und Beruf* (vgl. Hausen 1976) identisch waren. Das Sozialsystem des Haushalts war zudem der Ort, an dem sowohl die handwerklich-wissenschaftliche Ausbildung als auch die Forschung erfolgte (Mommertz 2002; Schiebinger 1993). Die Differenzierung der Wissenschaft war in der Frühen Neuzeit intern noch gering ausgeprägt, so daß lebensweltliche Verflechtungen nicht nur möglich, sondern angesichts einer Ökonomie der Knappheit sogar nützlich sein konnten (Mommertz 2002: 57).

Nimmt man also einen Blickwechsel vor, nämlich von der Abwesenheit der Frauen in der Wissenschaft hin zur wissenschaftlichen Arbeitsweise und Forschungspraktik, dann ergeben sich einige andere Akzente. So zeigt Margaret Rossiter für die Vereinigten Staaten, daß die veränderte Struktur der wissenschaftlichen Arbeit einer der ausschlaggebenden Gründe dafür war, daß zwischen 1880 und 1910 Frauen erstmals in einem bis dahin unbekannten Ausmaß berufliche Positionen in der Wissenschaft erhielten. In dem Maße wie die Wissenschaft sich in Form von Forschungsinstituten, Industrielaboren und staatlichen Einrichtungen differenzierte, spezialisierte und ausbreitete, entstanden neue Tätigkeitsfelder in den unteren Segmenten der Arbeitshierarchie, die mit Frauen besetzt wurden (vgl. Rossiter 1980, 1982; für Deutschland Wobbe 2002a,b). Diese Anfänge eines segregierten wissenschaftlichen Arbeitsmarktes bestätigen auch Arbeiten auf dem Gebiet der Chemie, die im frühen 20. Jahrhundert ein instruktives Disziplinbeispiel für die Neujustierung wissenschaftlicher Tätigkeiten und Arbeitsplätze bietet (vgl. Görs 2002; Johnson 1998; Wiemeler 1996).

Neuere soziologische Studien wenden die Ergebnisse der Arbeitsmarkt- und Segregationsforschung systematisch auf die Wissenschaft an, um herauszufinden, auf welchen Ebenen und unter welchen Bedingungen das Geschlecht überhaupt soziale Bedeutung erhält und Effekte auf das Fortkommen hat. Sie nutzen die Konzepte der Segregationsforschung, die eine strukturbildende Bedeutung des Organisationskontexts annimmt (vgl. Kanter 1977) und die organisatorischen und interaktiven Mechanismen herausgearbeitet hat, durch die askriptive Prozesse, also Zuschreibungen entlang der Geschlechtszugehörigkeit, bekräftigt werden (vgl. Allmendinger et al. 1999a; Heintz et al. 1997; Reskin/McBrier 2000; Ridgeway 2001). Diese Untersuchungen legen die Vermutung nahe, daß der Geschlechterunterschied als partikularistisches Kriterium für wissenschaftliche Karrieren keineswegs bedeutungslos geworden ist, daß diese Mechanismen aber heute, nach der Auflösung formaler Behinderungen und normativer Restriktionen, zumeist indirekt oder informal wirken (vgl. Allmendinger und Heintz in diesem Band).

Die Forschung grenzt daher die Faktoren, die den Zugang der Frauen

zur Wissenschaft erschweren, von denen ab, die den Aufstieg behindern, nachdem der Zugang erfolgte. Hierbei wird zwischen der Schwelle (*threshold*) und der Glasdecke (*glass ceiling*) unterschieden (Etzkowitz/Kemelmgor/Neuschatz/Uzzi 1992: S. 163). Die Schwelle, also die Passage von außen nach innen, erschwert zwar den Zugang, aber nachdem sie überschritten wurde, spielt das Geschlecht keine Rolle mehr. Die Glasdecke behindert hingegen das weitere Fortkommen der Frauen *innerhalb* der Wissenschaft, d.h., Frauen erreichen bestimmte Positionen schwerer oder später, ihre Leistungen werden anders beurteilt wie die ihrer männlichen Kollegen oder sind weniger sichtbar und lassen sich schwieriger in Reputation konvertieren (vgl. Fox 1995; Long/Fox 1995; Rossiter in diesem Band; die Beiträge in Zuckermann 1991). Faktisch sind beide Faktoren oftmals miteinander verschränkt. Im Unterschied etwa zu vor hundert Jahren sind Frauen also nicht mehr mit formalen und handgreiflichen Mechanismen konfrontiert, über die ihre Integration verhindert wurde. Heute haben sie gleichen Zugang zur Wissenschaft, scheinen allerdings beim Aufstieg an eine gläserne Decke zu stoßen, an eine unsichtbare Grenze. Dies ist der strukturelle Hintergrund dafür, daß Studien die Situation von Wissenschaftlerinnen als *outer circle* (Zuckermann et al. 1991) oder *permanent unfaculty* (Reskin 1976) charakterisieren.

So belegen Studien aus der Arbeitsmarkt- und Segregationsforschung, daß traditionelle Erklärungen der Sozialisations-, Geschlechterrollen- und Humankapitaltheorie nicht greifen, d.h., fehlende Orientierung auf die Wissenschaft als Beruf oder unzureichende Ressourcenausstattung in Form von Ausbildung und beruflichen Abschlüssen werden nicht als Ursache für das *cooling out*, das Verlorengehen der Frauen in der Wissenschaft identifiziert (Allmendinger et al. 1999a, 1999b). Wissenschaftlerinnen stoßen bei gleichen Rekrutierungs- und Selektionskriterien, also bei formal neutralen Verfahren, an die unsichtbare Glasdecke. Im nationalen Vergleich läßt sich zeigen, daß unterschiedliche Strukturmerkmale der Personalselektion auf die Einstiegsposition und den Verbleib von Frauen und Männern im Wissenschaftssystem Effekte haben (vgl. Allmendinger in diesem Band).

Organisatorische und disziplinspezifische Merkmale sowie informale Selbstverständlichkeiten des wissenschaftlichen Alltags (vgl. Krais 2000c; Krais/Krumpeter 1997) scheinen die Karriere der Geschlechter unterschiedlich zu begünstigen oder zu bremsen, wie etwa für den Zugang zu Netzwerken oder Mentoren nachgewiesen worden ist (vgl. Heintz 1998; Wimbauer 1999) oder sogar für das Begutachtungsverfahren (vgl. Wennerås/Wold 1997). Wissenschaftssoziologische Studien weisen darauf hin, daß Diskriminierungsmöglichkeiten sich mit der Ambiguität und dem Fehlen klarer Bewertungsverfahren erhöhen und mit zunehmender Transparenz sinken und daher disziplinspezifisch untersucht werden sollten (vgl. Long/

Fox 1995; 63f.; vgl. Heintz in diesem Band). An diese neueren Forschungsstränge der Wissenschaftsgeschichte und Soziologie knüpft der Band an.

Arbeit, Beruf, Differenzsemantik

Die Umstellung zur modernen Wissenschaft ist in einen Transformationsprozeß eingebettet, der strukturell und historisch einen entscheidenden Wendepunkt der Geschlechterordnung markiert. Denn die Institutionalisierung der neuen Form des wissenschaftlichen Berufs setzt bereits die Separierung von Familie und Erwerbstätigkeit voraus und unterstützt diese. Zuvor war der früh-neuzeitliche Haushalt der Ort der Wissensproduktion, die Werkstatt, in der naturwissenschaftliche Experimente oder astronomische Beobachtungen durchgeführt wurden und sich vielfach mit den alltäglichen Haushaltsabläufen überschneiden. Es sollte lange dauern, bis die Wissenschaft die Schwelle des Haushalts überschritt und die der Akademie erreichte. Freilich dauerte es noch länger, bis die Wissenschaft nicht mehr im Haushalt *gemacht* wurde, sondern im eigenständigen Laboratorium (vgl. Harkness 1997; Shapin 1988, 1989; die Beiträge in Wobbe 2002a).

Seit der Frühen Neuzeit veränderte sich die räumliche Organisation der Wissenschaft. Steven Shapin hat für England gezeigt, daß die Versuchsanlage von der *back stage* im Haus auf die *front stage*, nämlich in den öffentlichen Raum der *Royal Society*, gebracht wurde (vgl. Shapin 1988, 1989). Einem Wandel unterlagen auch die Vorstellungen darüber, was unter Wissenschaft und wissenschaftliche Arbeit überhaupt zu verstehen und wo sie durchzuführen ist, wer Wissenschaft betreiben darf und was einen Wissenschaftler charakterisiert, worin eine wissenschaftliche Leistung besteht und wie sie in Anerkennung konvertierbar ist (vgl. Daston in diesem Band; Stichweh 1991, 2000). Als die *wissenschaftliche Gemeinschaft* im 19. Jahrhundert den Platz des Netzwerks von Verwandtschaft und Haushalt einzunehmen begann, entstand ein neues Koordinatensystem, das den Frauen den Zugang zu wissenschaftlicher Kommunikation weitgehend abschnitt. Die Wissenschaft durchlief in diesem Zeitraum einen Prozeß der Verberuflichung und die Positionen auf ihrer Bühne wurden dabei nicht nur anders verteilt, sondern es kamen auch neue Einsätze ins Spiel (vgl. Daston und Outram in diesem Band; Mommertz 2002).

Welche Vorstellungen über die geschlechtliche Differenzierung liegen diesem neuen Konzept der Wissenschaft als Beruf zugrunde und welche Annahmen über einen Lebens- und Karrierelauf in der Wissenschaft enthalten sie? Gaia di Luzio hat für die Berufsbeamten untersucht, ob die stabile geschlechtsspezifische Exklusivität dieser Profession sich auf die Semantik des öffentlichen Amtes und die Staatsbezogenheit dieses Berufs zurückfüh-

ren läßt (di Luzio 2002: 56f). Sie ist zu dem Ergebnis gekommen, daß die Berufssemantik in besonderer Weise an die Systematisierungen der geschlechtlichen Differenzierung anschließen konnte. Die Geschlechtersemantik wurde im frühen 19. Jahrhundert in der Unterscheidung des *Privaten* und *Öffentlichen* institutionalisiert, diese diente wiederum politischen und sozialen Theorien als übergreifendes Prinzip der Grenzziehung. Es entstand somit ein kognitives Schema aus zwei Teilen, das alle Elemente dieser Teile »unter wechselseitigem Ausschluß wieder aufnehmen« (ebd.: 59) konnte. So ließen sich etwa Staat und Familie unterscheiden, wobei die Familie dem Staat als komplexere und allgemeinere Einheit untergeordnet und die Frauen als Staatsbürgerinnen ausgeschlossen wurden. Gleichzeitig erhielt die Familie in ihrer Zuständigkeit für Reproduktion eine funktionale Stellung in der staatlichen Ordnung und demzufolge wurden auch die Frauen wieder in diese Ordnung eingeschlossen.⁵

Die Berufsstruktur, die bei Beamten und Wissenschaftlern auf den männlichen Familienernährer ausgerichtet wurde, setzte eine »parallele Entwicklung der Verallgemeinerung einer familialen Normalität und der Durchsetzung eines neuen einheitlichen Modus der Differenzierung nach Geschlecht voraus« (di Luzio 2002: 75). Nicht nur die öffentliche Verwaltung, auch die Wissenschaft stützte sich auf die Dissoziation von Familie und Erwerbstätigkeit, die wiederum ihre Codierung durch die Differenzsemantik erhielten. Der berufliche Ort der Wissenschaft und der Ort der Familie wurden zum einen getrennt, der erstere war nur für die Männer zugänglich. Sie wurden zum anderen verbunden, denn der Wissenschaftler und die Wissenschaft waren in der Familie nicht abwesend. Häuslichkeit und die bürgerliche Kultur der Geselligkeit boten nach Daston (in diesem Band) geradezu eine Ressource für die Stabilisierung der *wissenschaftlichen persona* (vgl. für die Geselligkeit Lelke 2002).

Zu dieser beruflichen Konstruktion der wissenschaftlichen Tätigkeit tritt im 19. Jahrhundert außerdem ein neues Verständnis von Arbeit. Die Spur der Verschränkung von Familien- und Berufssystem führt in einem weiteren Sinne ins frühe 19. Jahrhundert zurück, als das Konzept der ökonomischen Arbeitsteilung mit der Leitdifferenz des geschlechtlichen Unterschiedes spezifiziert wurde. Frauenarbeit in dem Sinne einer billigen, zweitrangigen und mechanischen Arbeit wurde über die Unterscheidung von männlicher Ernährer- und weiblicher Familienrolle plausibilisiert (Hausen 1997 und in diesem Band; Scott 1988, 1994, 1996).

Das *Wirtschaften mit der Geschlechterordnung* (Hausen) ist an den Gesetzen über den Arbeiterinnenschutz untersucht worden, die die Unterscheidung von Frauen- und Männerarbeit normalisierten. Diese Gesetzesvorhaben institutionalisierten Restriktionen für erwerbstätige Frauen, indem sie ihre Sonderstellung über ihren Hausfrauen- und Mutterstatus begründeten.

So belegen Studien, daß seit den 1830er Jahren die Bemühungen um die Erzeugung dieses Sonderstatus keineswegs zu einer Verbesserung der Arbeitsbedingungen von Frauen führten. Auf diese Weise wurde die Arbeiterin als eine Arbeitskraft mit einem rechtlichen Sonderstatus etabliert und ihre geringere Bewertung legitimiert. Die Bestimmungen wurden in der Regel auf diejenigen industriellen Bereiche angewandt wurden, in denen zwar auch Männer arbeiteten, die aber nur einen geringfügigen Teil der Frauenarbeitsbereiche, nämlich Heimarbeit etc. ausmachten, d.h., sie hatten vor allem die Funktion, Frauen von den industriellen Erwerbstätigkeiten fern zu halten, die Männern vorbehalten war (vgl. Hausen 1997 und in diesem Band; Schmitt 1995).

Frauen wurden für Arbeiten eingestellt, die als *Frauenarbeit* definiert wurde, d.h., sie sollte den besonderen Fertigkeiten und körperlichen Eigenschaften von Frauen entsprechen. Diese Sichtweise führte im 19. Jahrhundert zu einer Arbeitsteilung, die wir heute in der Sozialwissenschaft als geschlechtsspezifische vertikale Segregation kennzeichnen. Einige Frauen wurden auf der untersten Ebene der Tätigkeitshierarchie eingestellt und erhielten Löhne, die den Lebensunterhalt nicht sicherten. Joan Scott situiert den Diskurs über die Arbeiterin in einem breiteren Kontext als einen Redezusammenhang, der im 19. Jahrhundert »das Geschlecht im Sinne einer natürlichen Arbeitsteilung zwischen Frauen und Männern konzeptualisierte« (Scott 1994: 453) und damit sozial überhaupt erst konstituierte (vgl. für den Arbeiter im 19. Jahrhundert Vincent 1999).

Arbeitsteilung entstand im 19. Jahrhundert als ein kulturelles Schema der Arbeitsorganisation, das ebenso wie die Berufssemantik an die parallele Entwicklung von familialer Normalität und Geschlechterdifferenz angeschlossen. Das im 18. Jahrhundert entwickelte ökonomische Konzept der Arbeitsteilung (Smith 1963: 10f.) breitete sich in die staatlichen und nicht-staatlichen Organisationen aus. Der Gedanke der Aufgabenteilung entsprach zum einen der funktionalen Differenzierung und wurde zum anderen mit dem Geschlechtsbezug konnotiert. Émile Durkheim führte die geschlechtliche Arbeitsteilung als Prototyp für sein neues soziologisches Konzept der Arbeitsteilung ein und trug damit in der Soziologie zur Institutionalisierung dieses neuen Schemas erheblich bei.⁶ Im 19. Jahrhundert wurde Arbeitsteilung im Zuge der Spezialisierung und Differenzierung der Wissenschaft zum zentralen Thema des theoretischen und wissenschaftspolitischen Diskurses, in dem Max Webers Rede zum Beruf der Wissenschaft (vgl. Weber 1919) den Endpunkt einer Debatte darstellt, die im 19. Jahrhundert u.a. in der *Preußischen Akademie der Wissenschaften* begonnen hatte (Wobbe 2002b).

An der Identifizierung der Frauenarbeit waren die unterschiedlichsten Akteure – Nationalökonom, Sozialstatistiker, Soziologen, Mediziner, Arbeitgeber, aber auch Rechtswissenschaftler sowie Gewerbevereinigungen

und Gewerkschaften – beteiligt. Insgesamt beriefen sich die Akteure in ihren Argumentationssystemen auf die Befunde medizinischer und biologischer Studien, mit deren Hilfe die mangelnde Befähigung der Frauen zur rationalen Wissenschaft nachgewiesen wurde.⁷ Im 19. Jahrhundert wurden folglich mit Hilfe der Differenzsemantik Normalitätsvorstellungen über Frauen- und Männerarbeit institutionalisiert und bildeten den Ausgangspunkt für geschlechtlich segregierte Arbeitsmärkte in der Industrie, der Verwaltung, der Wissenschaft und der Politik.

Gleichwohl verliefen diese Prozesse keineswegs kontinuierlich und zudem waren sie äußerst heterogen, ob sie sich auf der Hinterbühne oder der Vorderbühne, im häuslichen oder universitären Bereich, abspielten. Die Grenzen zwischen Familie und Beruf mußten im 19. Jahrhundert allererst gezogen werden, und sie waren in verschiedener Hinsicht noch nicht ausgemessen, sondern erwiesen sich als durchlässig (vgl. Lindsay 1998). So konnte sich etwa die vollständige räumliche Trennung von Wissenschaft und Haushalt nur langsam durchsetzen. Als eine universitäre Dienstleistungsstruktur noch in weiter Ferne lag, war es die Familie, die dem Wissenschaftler eine Arbeitsstruktur bereitstellte. Ehefrauen und Kinder unterstützten seine Arbeit durch Korrekturlesen, Exzerpte-Verfassen, Register-Anlegen oder durch Arbeiten in der häuslichen Bibliothek (vgl. Lelke 2002; Hoffmann 2002).

Die bürgerliche Familie hielt dem Wissenschaftler freilich auch in einem ganz anderen Sinn den Rücken frei. Als seine soziale Rolle im 19. Jahrhundert erste Konturen erhielt, bot die Familie den Resonanzraum für die Entstehung und Stabilisierung der *wissenschaftlichen persona*. Die neue moralische Ökonomie der unbedingten Hingabe an die Wissenschaft (Daston in diesem Band), die institutionelle Stabilisierung des Vorrangs der Wissenschaft vor allen anderen Bindungen, konnte im ausgehenden 18. Jahrhundert noch keineswegs als wahrscheinlich gelten. So diskutierte Max Weber in seinem Vortrag über den Beruf der Wissenschaft (Weber 1919) eine Normalitätsannahme, die kulturell höchst voraussetzungsreich und historisch noch vergleichsweise jung war. Die wissenschaftliche Rolle wurde dann im 19. Jahrhundert erprobt und gefestigt. Es waren wohl maßgeblich bildungsbürgerliche Mütter, Ehefrauen, Schwestern und Töchter, die bei eigener Rollenrestriktion, auf der Hinterbühne der Familie die kulturellen Ressourcen für die *wissenschaftliche persona* beisteuerten.⁸

Im ausgehenden 19. Jahrhundert zeichnete sich eine Veränderung dieser Konstellation ab. Zum einen war es die Differenzierung und Expansion von Industrie und Wissenschaft sowie das Wachstum des Dienstleistungssektors, die neue berufliche Positionen schufen, welche nun mehr Arbeitskräfte mit neuartigen Profilen erforderten (Rossiter 1980, 1982). Zum anderen richtete die Frauenbewegung ihre Forderungen auf die Öffnung der

Höheren Bildung und der Professionen. War den Frauen im 19. Jahrhundert der öffentliche Weg zur Wissenschaft versperrt und konnten sie nur durch familiäre, informale Netzwerke an ihr partizipieren, so erhielten sie mit der Wende zum 20. Jahrhundert den formalen Zugang zur universitären Ausbildung, zu Lehre und Forschung.

Den Frauen öffnete sich nun historisch erstmals die Perspektive auf eine Erwerbsgrundlage, unabhängig von Vätern, Brüdern und Ehemännern. Damit begann im frühen 20. Jahrhundert der *Kampf um Sprache und Bild*, nämlich der Streit nicht nur um die Frage, wie Frauen in der Wissenschaft Fuß fassen konnten, sondern vor allem darum, unter welchen Bedingungen auch das symbolische Kapital der Anerkennung zu erringen sei.

Im Laufe des 20. Jahrhunderts erwarben Frauen also Ausbildungsgrade und Spezialisierungen, sie wurden Mitglieder von disziplinären Gemeinschaften und Wissenschaftsorganisationen, d.h., ihr Weg in die Wissenschaft erfolgte nun zunehmend über formale Handlungserwartungen. Hiermit begann sich auch für Frauen die Form der sozialen Inklusion zu wandeln, welche durch Herkunft bestimmt war, hin zu einer, die durch die der Karriere bestimmt wurde. Im Zuge dieser Entwicklung setzte sich das Gleichberechtigungsprinzip der Geschlechter durch.

Somit haben sich die Maßstäbe und Interpretationskriterien für das Geschlechterverhältnis seit dem 17. Jahrhundert grundlegend gewandelt und die Orientierungshorizonte haben sich erheblich verschoben. Die Vorstellungen vom Unterschied der Geschlechter, die Vorstellung, was ein Unterschied ist, ob er überhaupt zählt und welche legitimen Ansprüche sich daraus ergeben, sind andere geworden. Heute trennt uns von der Frühen Neuzeit die Umwälzung eines korporativ-ständischen zu einem modernen Geschlechterverständnis mit universalen Prinzipien und individuellen Zu-rechnungen. Aber auch an das 19. Jahrhundert ist nicht mehr ohne weiteres anknüpfen. Die *Anatomie der Differenz* (Schiebinger 1993b), die in der modernen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts zum Prüfstein nicht nur politischer Rechte wurde, sondern auch darüber entschied, wer zur Wissenschaft Zugang erhielt, gilt heute nicht mehr als ein legitimer Grund für Separierung und ungleiche Bewertung.

Die kognitiven Schemata, mit denen im 21. Jahrhundert Unterschiede zwischen Frauen und Männern als Ungleichheiten klassifiziert und als Ungerechtigkeit delegitimiert werden, sind historisch neu. Anders als im vor-modernen Geschlechterkonzept, das die Ausübung der Wissenschaft nach ständischer Zugehörigkeit regelte, und im Unterschied zum 19. Jahrhundert, in dem neben funktionalen Kriterien *Geschlechtscharaktere* zum Organisationsprinzip sozialer Exklusion und Inklusion erhoben wurden, institutionalisierte das 20. Jahrhundert eine Gleichheitsnorm, die Abweichungen begründungsbedürftig macht. Diese Umstellung erfordert andere Fragen.

Instabile Beziehungen und kontingente Dynamiken

Die Beiträge dieses Bandes geben Auskunft über ein multidimensionales Muster von Inklusion und Ungleichheit der Frauen in der Wissenschaft. Damit erweitern sie unsere Sicht auf die Verknüpfung von Wissenschaft und Geschlecht. Sie lassen das Bild einer Relation erkennen, die eher als instabile denn als stabile Beziehung zu charakterisieren ist (vgl. Bock 2000). Die Entstehung dieser Dynamik läßt sich freilich weder am Faden einer eindeutigen Chronologie erzählen noch als Vektor in eine Graphik eintragen. Vielmehr tritt deutlich hervor, daß erst im 19. Jahrhundert die scharfe Trennung zwischen Kontexten und Personal vorgenommen wird und im Zuge der funktionalen Differenzierung ein Geschlechterkonzept institutionalisiert wird, das dem 17. und 18. Jahrhundert nicht bekannt war.

Die Beiträge dieses Bandes plausibilisieren die These, daß von Stabilität in der Relation Geschlecht und Wissenschaft wohl nur im 19. Jahrhundert zu sprechen wäre, und auch hier keineswegs für alle Bereiche. Daher scheint es erfolgsversprechender, die Geschichte der instabilen Beziehung zwischen Wissenschaft und Geschlecht in der Wechselwirkung von Vorderbühne und Hinterbühne in einer institutionalistischen Perspektive zu diskutieren.

Die Beiträge, die sich mit der gegenwärtigen Situation beschäftigen, zeigen, daß die Differenzsemantik des 19. Jahrhunderts keineswegs verschwunden ist, sondern unter bestimmten Bedingungen über indirekte und informale Mechanismen aktualisiert wird und Ungleichheit reproduziert. Diese Entwicklung ist auf einen größeren gesellschaftlichen Zusammenhang zu beziehen. Seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts findet eine De-Institutionalisierung des Geschlechterverhältnisses statt, d.h., die normativen Vorgaben der Differenzsemantik sind strukturell zunehmend weniger abgesichert (vgl. Heintz/Nadai 1998). De-Institutionalisierung bedeutet indes nicht, daß der Geschlechtsbezug sozial irrelevant geworden ist. So weitreichend hat sich das Gleichberechtigungsprinzip nicht durchgesetzt. Die Beiträge argumentieren vielmehr, daß strukturelle Merkmale – wie Standardisierung und Formalisierung – auf der Ebene der Organisation und auf der Ebene der Disziplinen Effekte auf die soziale Relevanz und Aktualisierung des Geschlechtsbezugs haben (vgl. III. Sektion). In dem Maße wie formale Vorregulierungen entfallen und sich Organisationen und Personal an der Gleichberechtigungssemantik orientieren, treten informale Mechanismen auf den Plan, allerdings auch nicht immer und nicht überall.

Daher spreche ich von De-Institutionalisierung, nämlich der Lockerung gesellschaftlicher Vorgaben, und zudem von Re-Institutionalisierung, d.h. von einem Prozeß der Umstellung auf andere Reproduktionsweisen des Geschlechterverhältnisses (vgl. Jepperson 1991; Nedelmann 1995). Damit

komme ich auf die eingangs erwähnte Debatte über den Wandel der Geschlechterordnung zurück. Dieser Band zeigt, daß sich im Laufe der letzten dreihundert Jahre die kognitiven Schemata und normativen Konzepte – öffentlich/privat, männlich/weiblich, wissenschaftlich/nicht-wissenschaftlich – gewandelt haben. Wissenschaft als Vollzeitbeschäftigung und Erwerbsgrundlage war Frauen und Männern der Frühen Neuzeit unbekannt und sie würden daher für die heutige Klassifizierung der Geschlechter in Förderprogrammen Übersetzungshilfen von EthnologInnen benötigen. Denn ihre kognitiven Schemata enthielten damals andere Schwellen der Zugehörigkeit und andere Märkte.

Das Geschlechterverhältnis, an dem sich heute nationale Förderprogramme und internationale Konferenzen im Sinne der Gleichberechtigung und des Fortschritts abarbeiten, wurde in dem Jahrhundert geboren, in dem auch die Rolle des *Wissenschaftlers* institutionell stabilisiert wurde. Die kontingente Dynamik der Relation Wissenschaft und Geschlecht betrifft also nicht erst das 20. Jahrhundert, sondern auch die Frühe Neuzeit vor der Schwelle zur modernen funktional differenzierten Wissenschaft. Eine geschlechtsbezogene stabile Exklusivität der Wissenschaft besteht heute nicht mehr, sondern eher ein multidimensionales Muster von Inklusion und Ungleichheit. In Bereichen, die die Geschlechter formal gleich behandeln, werden oftmals informal Zuschreibungen, Stereotypisierungen und Präferenzen aktiviert, die faktisch eine Ungleichbehandlung der Frauen zur Folge haben.

Hiermit ist das äußerste Ende des Bogens erreicht, den dieser Band von der früh-neuzeitlichen Wissenschaft im 17. Jahrhundert bis zur globalen Autorität von Wissenschaft und Gleichberechtigung im 21. Jahrhundert spannt. Die Positionen auf der Vorderbühne der Wissenschaft sind nun anders verteilt und die Einsätze haben sich geändert. Im Gegensatz zur Frühen Neuzeit – als in der *Republic of Letters* (Daston 1991) weder die Nationalität noch die Sprache Kriterien der Affiliation darstellten und die korporative Einheit der Familie einen entscheidenden Kontext bildete – bestimmen im 21. Jahrhundert andere Akteure die Szene (vgl. Stichweh 1996). Wie im Nationalstaat des 19. Jahrhunderts ist auch heute die Geschlechterordnung eine Staatsaufgabe, allerdings haben die normativen Vorzeichen gewechselt (vgl. Ramirez 2001). Wurde seit dem 19. Jahrhundert durch das Rechtssystem ein Sonderstatus für Frauen etabliert, intervenieren heute staatliche Instanzen in öffentliche und zunehmend auch mehr in private Bereiche, um unter dem Banner der Gleichberechtigung Ordnung in die Geschlechterverhältnisse zu bringen.

Staatlichen Interventionen sind indes Grenzen gesetzt und nicht alle Dimensionen sozialer Verhältnisse sind administrativen Programmen zugänglich. Wer die Wäsche wäscht oder welche Geschlechtsstereotypen in

der Teambesprechung der Laborgruppe aktiviert werden, – Interaktionen dieser Art signalisieren Dimensionen einer anderen Ökonomie, durch die auch die kulturelle Dynamik der Wissenschaft in Gang gehalten wird.

Anmerkungen

1 | Ich möchte Bettina Heintz danken, die mit mir das Konzept des Bandes diskutiert hat. Ein ganz besonderer Dank gilt meiner Mitarbeiterin Heike Scheidemann für ihre wichtigen Anregungen und Hinweise bei der konzeptionellen Diskussion des Beitrags.

2 | Vgl. dazu die Beiträge in Meyer (2003), in denen der Herausgeber an vielen Stellen dieses Wort für die deutsche Fassung wählte. Ein gute Entscheidung, weil in dem Bedeutungsfeld von *Gerede* die Ambiguität und somit die unterschiedlichen Anschlußmöglichkeiten präsent gehalten werden. Diese reichen vom *bloßen Gerede* (man denke an den *Klatsch*) bis zu einer Geschichte, die die Runde macht, d.h. in die Zirkulation eingeht und somit für Vergesellschaftungsformen keineswegs unbedeutend ist (vgl. Simmel 1983b).

3 | Für den Bereich ökonomischer Rechte hat Berkovitch (1999) diese Wirkungsmächtigkeit am Beispiel von Internationalen Organisationen, Nationalstaaten und Frauenbewegungen demonstriert. Für einen weiteren Bereich ökonomischer Rechte im Bereich der Europäischen Union vgl. Wobbe (2001, 2003a).

4 | Insbesondere Arbeiten aus der Segregationsforschung verbinden Hypothesen der konstruktivistischen Geschlechterforschung mit denen der Organisationsforschung. Für erwerbsbezogene Interaktion vgl. Heintz et al. 1997; vgl. Ridgeway 2001.

5 | Ein instruktives Beispiel für diesen Modus von Exklusion und Inklusion unter anderen Vorzeichen liefert die Staatsbürgerschaft (vgl. Gosewinkel 2001; Löther 1994) sowie die damit eng zusammenhängende Kriegs- und Militärsemantik (vgl. Hagemann/Schüler-Springorum 2002; Planert 2000). Der klassische Bezugstext für den Gedanken des Aus- und Einschlusses ist Pateman 1988.

6 | Vgl. hierzu den Essay von Guenther Roth über die politischen Implikationen dieses Konzepts bei Durkheim und über die intellektuellen Blockaden, die die Differenzsemantik bewirkte (Roth 1992; Durkheim 1909-1911).

7 | Georg Simmel (1983a) hat diese historisch neue Arbeitsteilung in seiner Kulturosoziologie wiederum in Form von subjektiver und objektiver Kultur institutionalisiert. Zur neueren Diskussion bezüglich der *Maskulinität* der klassischen Soziologie vgl. Witz/Marshall 2003; Wobbe 2003b. Zum

Geschlechtsbezug der Soziologie vgl. Silverberg 1998; Wobbe 1997. Im 19. Jahrhundert, in dem sich die Autonomie und das Leistungsprinzip durchsetzten, wurde die Rechtlosigkeit der Frauen »mit dem zentralen Leistungsprinzip, der vermeintlich geringeren Eignung« (Gosewinkel 2001: 295) gerechtfertigt. Gegen den Zugang von Frauen zu politischen Rechten wurde dieses Argument ebenso vorgebracht wie gegen ihre Teilnahme an der Wissenschaft.

8 | So zeigen die Nahaufnahmen etwa der bildungs- und wirtschaftsbürgerlichen Gelehrtenfamilien Mommsen und Weber, daß die Geselligkeit, aber auch die wissenschaftliche Hilfsarbeit in der Familie eine wichtige Rolle spielte; vgl. für Mommsen Rebenich 2002 und für Weber die Familienbiographie von Guenther Roth (2001).

Literatur

- Abir-Am, Pnina G./Outram, Dorinda (Hg.) (1987): *Uneasy Careers and Intimate Lives. Women in Science 1789-1979*, New Brunswick, London: Rutgers University Press.
- Allmendinger, Jutta/Fuchs, Stefan/von Stebut, Janina (1999a): »Drehtüre oder Paternoster? Zur Frage der Verzinsung der Integration in wissenschaftliche Gesellschaften«, in: Honegger, Claudia/Hradil, Stefan/Taxler, Franz (Hg.), *Grenzenlose Gesellschaft*, Opladen: Leske + Budrich, S. 181-197.
- Allmendinger, Jutta/Brückner, Hannah/Fuchs, Stefan/von Stebut, Janina (1999b): »Eine Liga für sich? Berufliche Werdegänge von Wissenschaftlerinnen in der Max-Planck-Gesellschaft«, in: Aylâ Neusel/Angelika Wetterer (Hg.), *Vielfältige Verschiedenheiten*, Frankfurt/Main, New York: Campus, S. 193-220.
- Berkovitch, Nitza (1999): *From Motherhood to Citizenship. Women's Right and International Organizations*, Baltimore: Johns Hopkins University Press.
- Bock, Gisela (2000): *Frauen in der Geschichte Europas. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, München: C.H. Beck.
- Bock, Gisela/Duden, Barbara (1977): »Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus«, in: Berliner Dozentinnen (Hg.), *Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität 1976*, Berlin: Krin, S. 118-199.
- BLK (2002): Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung und Forschungsförderung, *Frauen in Führungspositionen an Hochschulen und außerhochschulischen Forschungseinrichtungen, Sechste Fortschreibung des Datenmaterials*, Bonn, Stand: Juli 2002.

- Daston, Lorraine J. (1991): »The Ideal und Reality of the Republic of Letters in the Enlightenment«, *Science in Context* 4, S. 367-386.
- Dilcher, Gerhard (1997): »Die Ordnung der Ungleichheit. Haus, Stand und Geschlecht«, in: Gerhard (Hg.), S. 55-72.
- di Luzio, Gaia (2002): *Verwaltungsreform und Reorganisation der Geschlechterbeziehungen*, Frankfurt/Main, New York: Campus.
- DiMaggio, Paul J./Powell, Walter W. (1991a): »Introduction«, in: Powell/DiMaggio (Hg.), S. 1-38.
- DiMaggio, Paul J./Powell, Walter W. (1991b): »The Iron Cage Revisited. Institutional Isomorphism and Collective Rationality in Organizational Fields«, in: Powell/DiMaggio (Hg.), S. 63-82.
- Durkheim, Émile (1988 [1893]): *Über soziale Arbeitsteilung*. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Durkheim, Émile (1906-1909): Besprechung »Marianne WEBER, Ehefrau und Mutter in der Rechtsentwicklung«, in: *l'Année Sociologique* 1906-1909, Nachdruck in: Émile Durkheim, *Journal Sociologique*, Paris 1969, S. 644-649.
- Etzkowitz, Henry/Kemelgor, Carol/Neuschatz, Michael/Uzzi, Brian (1992): »Athena Unbound. Barriers to Women in Academic Science and Engineering«, in: *Science and Public Policy* 19, S. 157-179.
- Felt, Ulrike/Nowotny, Helga/Taschwer, Klaus (1995): *Wissenschaftsforschung*, Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Fox, Mary Frank (1995): »Women and Scientific Careers«, in: Sheila Jasanoff/Gerald E. Markle/James C. Petersen/Trevor Pinch (Hg.), *Handbook of Science and Technology Studies*, Thousand Oaks, London, New Delhi: Sage, S. 205-223.
- Fox, Mary Frank (1996): »Women, Academia, and Careers in Science and Engineering«, in: Cinda Davis/Angela Ginorino/Carol Hollenshed/Barbara Lazarus/Paula Reyman Holland (Hg.), *The Equity Equation: Fostering the Advancement of Women in the Sciences, Mathematics, and Engineering*, San Francisco: Jossey-Bass, S. 265-289.
- Fox, Mary Frank (1999): »Gender, Hierarchy, and Science«, in: Janet S. Chafetz (Hg.), *Handbook of the Sociology of Gender*, New York: Kluwer Academic/Plenum Publishers, S. 441-451.
- Frevert, Ute (1995): »Mann und Weib, und Weib und Mann«. *Geschlechter-Differenzen in der Moderne*, München: C.H. Beck.
- Frevert, Ute/Haupt, Heinz-Gerhard (Hg.) (1999): *Der Mensch des 19. Jahrhunderts*, Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Gerhard, Ute (Hg.) (1997): *Frauen in der Geschichte des Rechts*, München: C.H. Beck.
- Görs, Britta (2002): Die chemisch-technische Assistenz. Zur Entwicklung

- eines neuen beruflichen Tätigkeitsfeldes in der Chemie zu Beginn des 20. Jahrhunderts, in: Wobbe (Hg.), S. 169-195.
- Goffman, Erving (1983 [1959]): *Wir alle spielen Theater*. Die Selbstdarstellung im Alltag, München: Piper.
- Goffman, Erving (1994): *Interaktion und Geschlecht*, Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Gosewinkel, Dieter (2001): *Einbürgern und Ausschließen: Die Nationalisierung der Staatsangehörigkeit vom Deutschen Bund bis zur Bundesrepublik Deutschland*, Göttingen: Vandenhoeck & Rupprecht.
- Hagemann, Karen/Schüler-Springorum, Stefanie (Hg.) (2002): *Heimat-Front. Militär und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege*, Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Harkness, Deborah E. (1999): »Managing an Experimental Household. The Deeds of Mortlake and the Practice of Natural Philosophy«, in: Kohlstedt (Hg.), S. 23-38.
- Hasse, Raimund/Krücken, Georg (1999): *Neo-Institutionalismus*, Bielefeld: transcript.
- Hausen, Karin (1976): »Die Polarisierung der ›Geschlechtscharaktere‹ – eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben«, in: Werner Conze (Hg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit*, Stuttgart: Klett-Cotta, S. 363-393.
- Hausen, Karin (1993): »Wirtschaften mit der Geschlechterordnung. Ein Essay«, in: dies. (Hg.), *Geschlechterhierarchie und Arbeitsteilung. Zur Geschichte ungleicher Erwerbschancen von Männern und Frauen*, Göttingen: Vandenhoeck & Rupprecht, S. 40-67.
- Hausen, Karin (1997): »Arbeiterinnenschutz, Mutterschutz und gesetzliche Krankenversicherung im Deutschen Kaiserreich und in der Weimarer Republik. Zur Funktion von Arbeits- und Sozialrecht für die Normierung und Stabilisierung der Geschlechterverhältnisse«, in: Gerhard (Hg.), S. 713-743.
- Heintz, Bettina (1993): »Wissenschaft im Kontext. Neuere Entwicklungstendenzen in der Wissenschaftssoziologie«, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 45, S. 528-552.
- Heintz, Bettina (1998): »Die soziale Welt der Wissenschaft. Entwicklungen, Ansätze und Ergebnisse der Wissenschaftsforschung«, in: Bettina Heintz/Bernhard Nievergelt (Hg.), *Wissenschafts- und Technikforschung in der Schweiz*, Zürich: Ergon, S. 55-94.
- Heintz, Bettina (Hg.) (2001a): *Geschlechtersoziologie*. Sonderband 41 der *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Heintz, Bettina (2001b): »Geschlecht als (Un-)Ordnungsprinzip. Entwick-

- lungen und Perspektiven der Geschlechtersoziologie«, in: dies. (Hg.), *Geschlechtersoziologie*, S. 9-29.
- Heintz, Bettina/Nadai, Eva (1998): »Geschlecht und Kontext. De-Institutionalisierungsprozesse und geschlechtliche Differenzierung«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 27, S. 75-93.
- Heintz, Bettina/Nadai, Eva/Fischer, Regula/Ummel, Hannes (1997): *Ungleich unter Gleichen. Studien zur Segregation des Arbeitsmarktes*, Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Hirschauer, Stefan (1994): »Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit«, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 46, S. 668-692.
- Hirschauer, Stefan (2001): »Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung«, in: Heintz (Hg.), *Geschlechtersoziologie*, S. 208-235.
- Hoffmann, Petra (2002): »Innenansichten der Forschungsarbeit an der Akademie. Zur Geschichte von Mitarbeiterinnen in den wissenschaftlichen Projekten der Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin (1890-1945)«, in: Wobbe (Hg.) (2002a), S. 93-123.
- Honegger, Claudia (1991): *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib 1750-1850*, Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Honegger, Claudia/Wobbe, Theresa (Hg.) (1998): *Frauen in der Soziologie. Neun Porträts*, München: C.H. Beck.
- Hornig, Lilly S. (Hg.) (2003): *Equal Rites, Unequal Outcomes: Women in American Research Universities*, New York: Kluwer Academic/Plenum Publishers.
- Jepperson, Ronald L. (1991): »Institutions, Institutional Effects, and Institutionalism«, in: Powell/DiMaggio (Hg.), S. 143-163.
- Johnson, Jeffrey A. (1998): »German Women in Chemistry, 1895-1925 (Part I und Part II)«, in: *Zeitschrift für Geschichte der Naturwissenschaften, Technik und Medizin* 6, S. 1-21, 65-90.
- Kanter, Rosabeth Moss (1977a): »Some Effects of Proportions on Group Life: Skewed Sex Ratios and Responses to Token Women«, in: *American Journal of Sociology* 82, S. 965-990.
- Kanter, Rosabeth Moss (1977b): *Men and Women of the Corporation*, New York: Basic Books, S. 206-242.
- Keller, Fox Evelyn (1985): *Reflections on Gender and Science*, New Haven: Yale University Press.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2001): »Grundlagenkritik und stille Post. Zur Debatte um einen Bedeutungsverlust der Kategorie »Geschlecht««, in: Heintz (Hg.), *Geschlechtersoziologie*, S. 53-74.

- Kohlstedt, Sally Gregory (Hg.) (1999): *History of Women in the Sciences. Readings from ISIS*, Chicago, London: University of Chicago Press.
- Krais, Beate (Hg.) (2000a): *Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt*, Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Krais, Beate (2000b): »Einleitung: Die Wissenschaft und die Frauen«, in: dies. (Hg.), *Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung*, S. 9-30.
- Krais, Beate (2000c): »Das soziale Feld der Wissenschaft und die Geschlechterverhältnisse. Theoretische Sondierungen«, in: dies. (Hg.), *Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung*, S. 31-54.
- Krais, Beate/Krumpeter, Tanja (1997): »Wissenschaftskultur und weibliche Karrieren«, in: *MPG-Spiegel* 3, S. 31-35.
- Kuhlmann, Ellen/Matthies, Hildegard (2001): »Geschlechterasymmetrie im Wissenschaftsbetrieb. Eine vergleichende Fallstudie in außeruniversitären Forschungsinstituten«, in: *Berliner Journal für Soziologie* 11, S. 31-50.
- Leicht-Scholten, Carmen (2000): *Das Recht auf Gleichberechtigung im Grundgesetz. Die Entscheidungen des Bundesverfassungsgerichts von 1949 bis heute*, Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Lelke, Ina (2002): »Die Berliner Akademie der Wissenschaften und die »arbeitende Geselligkeit««, in: Wobbe (Hg.) (2002a), S. 65-91.
- Lindsay, Debra (1988): »Intimate Inmates. Wives, Households, and Science in Nineteenth-Century America«, in: *Isis* 89, S. 631-652.
- Löther, Andrea (1994): »Unpolitische Bürger. Frauen und Partizipation in der vormodernen praktischen Philosophie«, in: Reinhart Koselleck/Klaus Schreiner (Hg.), *Bürgerschaft. Rezeption und Innovation der Begrifflichkeit vom Hohen Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert*, Stuttgart: Klett-Cotta, S. 239-273.
- Long, Scott J./Fox, Mary Frank (1995): »Scientific Careers: Universalism and Particularism«, in: *Annual Reviews of Sociology* 21, S. 45-71.
- Lüchauer, Annemarie (2002): »Arbeitssysteme als Karrierekontexte: Erfahrungen von Biologinnen«, in: Wobbe (Hg.) (2002a), S. 197-227.
- Luhmann, Niklas (1984): *Soziale Systeme*, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1990): *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Merton, Robert K. (1985a [1942]): *Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen*. Aufsätze zur Wissenschaftssoziologie, übers. von Reinhard Kaiser, mit einer Einleitung von Nico Stehr, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Merton, Robert K. (1985b [1942]): »Die normative Struktur der Wissenschaft«, in: ders., *Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen*, S. 86-99.

- Merton, Robert K. (1985c [1945]): »Zur Wissenssoziologie«, in: ders., *Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen*, S. 217-257.
- Merton, Robert K. (1985d [1968]): »Der Matthäus-Effekt in der Wissenschaft«, in: ders., *Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen*, S. 147-171.
- Meyer, John W. (2003): *Der »world-polity«-Ansatz in der Globalisierungsdiskussion*, hg. und eingeleitet von Georg Krücken, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Meyer, John W./Rowan, Brian (1991): »Institutional Organizations. Formal Structures as Myth and Ceremony«, in: Powell/DiMaggio. (Hg.), S. 41-62.
- Mommertz, Monika (2002): »Schattenökonomie der Wissenschaft. Geschlechterordnung und Arbeitssysteme in der Astronomie der Berliner Akademie der Wissenschaften im 18. Jahrhundert«, in: Wobbe (Hg.) (2002a), S. 31-63.
- Nedelmann, Birgitta (1995): »Gegensätze und Dynamik politischer Institutionen«, in: dies. (Hg.), *Politische Institutionen im Wandel, Sonderband 35 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 15-40.
- Ogilvie, Marilyn Bailey (1987): »Marital Collaboration: An Approach to Science«, in: Abir-Am/Outram (Hg.), S. 104-125.
- Outram, Dorinda (1989): »Before Objectivity: Wives, Patronage, and Cultural Reproduction in Early Nineteenth-Century French Science«, in: Abir-Am/Outram (Hg.), S. 19-30.
- Pateman, Carole (1988): *The Sexual Contract*, Oxford: Polity Press.
- Planert, Ute, (Hg.) (2000): *Nation, Politik und Geschlecht*, Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Powell, Walter W./DiMaggio, Paul J. (Hg.) (1991): *The New Institutionalism in Organizational Analysis*, Chicago: Chicago University Press.
- Pycior, Helena M./Slack, Nancy G./Abir-Am, Pnina G. (Hg.) (1996): *Creative Couples in the Sciences*, New Brunswick, New Jersey: Rutgers University Press.
- Ramirez, Francisco (2001): »Frauenrechte, Weltgesellschaft und die gesellschaftliche Integration von Frauen«, in: Heintz (Hg.), *Geschlechtersoziologie*, S. 356-376.
- Rebenich, Stefan (2002): *Theodor Mommsen. Eine Biographie*, München: C.H. Beck.
- Reskin, Barbara F. (1976): »Sex Differences in Status Attainment in Science: The Case of Postdoctoral Fellowship«, in: *American Sociological Review* 41, S. 597-612.
- Reskin, Barbara F./McBrier, Debra Branch (2000): »Why not Ascription? Organization's Employment of Male and Female Managers«, in: *American Sociological Review* 65, S. 210-233.

- Ridgeway, Cecilia L. (2001): »Interaktion und die Hartnäckigkeit der Geschlechter-Ungleichheit in der Arbeitswelt«, in: Heintz (Hg.), *Geschlechtersoziologie*, S. 250-275.
- Robert, Vincent (1999): »Arbeiter«, in: Frevert/Haupt (Hg.), S. 163-196.
- Rossiter, Margaret W. (1980): »Women's Work« in Science, 1880-1910«, in: *Isis* 71, S. 381-398.
- Rossiter, Margaret W. (1982): *Women Scientists in America. Struggles and Strategies to 1940*, Baltimore, London: Johns Hopkins University Press.
- Rossiter, Margaret W. (1993): »The ~~Matthew~~ Matilda Effect in Science«, in: *Social Studies of Science* 23, S. 325-341.
- Rossiter, Margaret W. (1995): *Women Scientists in America. Before Affirmative Action 1940-1972*, Baltimore, London: Johns Hopkins University Press.
- Roth, Guenther (1992): »Emile Durkheim und die Prinzipien von 1789. Zum Problem der Geschlechtergleichheit«, in: Ilona Ostner/Klaus Lichtblau (Hg.), *Feministische Vernunftskritik. Ansätze und Traditionslinien*, Frankfurt/Main, New York: Campus, S. 167-188.
- Roth, Guenther (2001): *Max Webers deutsch-englische Familiengeschichte 1800-1950 mit Briefen und Dokumenten*, Tübingen: Mohr Siebeck.
- Schiebinger, Londa (1993a): *Schöne Geister. Frauen in den Anfängen der modernen Wissenschaft*, Stuttgart: Klett-Cotta.
- Schiebinger, Londa (1993b): *Nature's Body. Gender in the Making of Modern Science*, Boston/MA: Harvard University Press.
- Schiebinger, Londa (2000): *Frauen forschen anders. Wie weiblich ist die Wissenschaft?*, München: C.H. Beck.
- Schmitt, Sabine (1995): *Der Arbeiterinnenschutz im deutschen Kaiserreich. Zur Konstruktion der schutzbedürftigen Arbeiterin*, Stuttgart, Weimar: Metzler.
- Scott, Joan W. (1994): »Die Arbeiterin«, in: Geneviève Fraisse/Michelle Perrot (Hg.), *Geschichte der Frauen*, Bd. 4, 19. Jahrhundert, Frankfurt/Main: Campus, S. 451-480.
- Scott, Joan W. (1988): *Gender and the Politics of History*, New York: Columbia University Press.
- Scott, Joan W. (1996): *Only Paradoxes to Offer. French Feminists and the Rights of Men*, Cambridge u. a.: Harvard University Press.
- Schultz, Dagmar (1991): »Das Geschlecht läuft immer mit ...«. *Die Arbeitswelt von Professorinnen und Professoren*, Pfaffenweiler: Centaurus.
- Shapin, Steven (1988): »The House of Experiment in Seventeen-Century England«, in: *Isis* 79, S. 373-404.
- Shapin, Steven (1989): »The Invisible Technician«, in: *American Scientist* 77, S. 554-563.
- Silverberg, Helen (Hg.) (1998): *Gender and American Social Sciences. The Formative Years*, Princeton: Princeton University Press.
- Simmel, Georg (1983a [1902]): »Weibliche Kultur«, in: ders., *Philosophische*

- Kultur. *Über das Abenteuer, die Geschlechter und die Krise der Moderne. Gesammelte Essays*, mit einem Nachwort von Jürgen Habermas, Berlin: Wagenbach, S. 207-241.
- Simmel, Georg (1983b [1908]): *Soziologie. Untersuchung über die Formen der Vergesellschaftung*, Berlin: Duncker & Humblot.
- Smith, Adam (1963 [1776]): *Eine Untersuchung über das Wesen und die Ursachen des Reichtums der Nationen*, Bd. 1, Berlin (DDR): Akademie Verlag.
- Stichweh, Rudolf (1979): »Differenzierung der Wissenschaft«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 8, S. 82-101.
- Stichweh, Rudolf (1984): *Zur Entstehung des modernen Systems wissenschaftlicher Disziplinen. Physik in Deutschland 1740-1890*, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Stichweh, Rudolf (1991): *Der frühmoderne Staat und die europäische Universität. Zur Interaktion von Politik und Erziehungssystem im Prozeß ihrer Ausdifferenzierung (16.-18. Jahrhundert)*, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Stichweh, Rudolf (1994a): *Wissenschaft, Universität, Professionen. Soziologische Analysen*, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Stichweh, Rudolf (1994b): »Professionen und Disziplinen: Formen der Differenzierung zweier Systeme beruflichen Handelns in modernen Gesellschaften«, in: ders., *Wissenschaft, Universität, Professionen*, S. 278-336.
- Stichweh, Rudolf (1996): »Science in the System of World Society«, in: *Social Science Information* 35, S. 327-340.
- Stichweh, Rudolf (2000): »Der Wissenschaftler«, in: Frevert/Haupt (Hg.), S. 163-196.
- Tobies, Renate (Hg.) (1997): *»Aller Männerkultur zum Trotz«: Frauen in Mathematik und Naturwissenschaften*, Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Tyrell, Hartmann (1986): »Geschlechtliche Differenzierung und Geschlechterklassifikation«, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 38, S. 450-489.
- Vogt, Annette (2000): *Women Members of the Academies of Science – A Comparative Study With Special Consideration of the Kaiser Wilhelm Society (1912-1945)*, Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte, Preprint 155, Berlin.
- Weber, Max (1919): »Wissenschaft als Beruf«, in: ders., *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, hg. von Johannes Winkelmann, Tübingen: Mohr Siebeck, S. 502-613.
- Weinbach, Christine/Stichweh, Rudolf (2001): »Die Geschlechterdifferenz in der funktional differenzierten Gesellschaft«, in: Heintz (Hg.), *Geschlechtersoziologie*, S. 30-51.
- Weingart, Peter (2003): *Wissenschaftssoziologie*, Bielefeld: transcript.
- Wennerås, Christine/Wold, Agnes (1997): »Nepotism and Sexism in Peer-Review«, in: *Nature* 387, S. 341-343.

- Wetterer, Angelika (Hg.) (1992): *Profession und Geschlecht. Über die Marginalität von Frauen in hochqualifizierten Berufen*, Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Wetterer, Angelika (Hg.) (1995): *Die soziale Konstruktion von Geschlecht in Professionalisierungsprozessen*, Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Wiemeler, Mirjam (1996): »Zur Zeit sind alle für Damen geeigneten Posten besetzt« – Promovierte Chemikerinnen bei der BASF, 1918-1933«, in: Christoph Meinel/Monika Renneberg (Hg.), *Geschlechterverhältnisse in Medizin, Naturwissenschaft und Technik*, Stuttgart: Verlag für Geschichte der Naturwissenschaften und Technik, S. 237-244.
- Wimbauer, Christine (1999): *Organisation, Geschlecht, Karriere. Fallstudien aus einem Forschungsinstitut*, Opladen: Leske + Budrich.
- Witz, Anne/Marshall, Barbara (Hg.), *The Masculinity of the Classics*, London: Open University Press.
- Wobbe, Theresa (1997): *Wahlverwandtschaften. Die Soziologie und die Frauen auf dem Weg zur Wissenschaft (1890-1933)*, Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Wobbe, Theresa (2000): *Weltgesellschaft*, Bielefeld: transcript.
- Wobbe, Theresa (2001): »Institutionalisierung von Gleichberechtigungsnormen im supranationalen Kontext: Die EU-Geschlechterpolitik«, in: Heintz (Hg.), *Geschlechtersoziologie*, S. 332-355.
- Wobbe, Theresa (2002a): *Frauen in Akademie und Wissenschaft. Arbeitsorte und Forschungspraktiken (1700-2000)*, Berlin: Akademie Verlag.
- Wobbe, Theresa (2002b): »Die *longue durée* von Frauen in der Wissenschaft: Orte, Organisationen, Anerkennung«, in: dies. (Hg.), *Frauen in Akademie und Wissenschaft*, S. 1-28.
- Wobbe, Theresa (2003a): »From Protecting to Promoting: Evolving EU Sex Equality Norms in an Organisational Field«, in: Jo Shaw/Antje Wiener, *European Law Journal, Special Issue on Constitutionalism* 9.
- Wobbe, Theresa (2003b): »Georg Simmel and Marianne Weber: Elective Affinities between Sociological Classics and Feminist Politics«, in: Witz/Marshall (Hg.) (im Erscheinen).
- Wunder, Heide (1997): »Herrschaft und öffentliches Handeln von Frauen in der Gesellschaft der Frühen Neuzeit«, in: Gerhard (Hg.), S. 27-54.
- Wunder, Heide (1999): *Der Andere Blick auf die Frühe Neuzeit. Forschungen 1974-1995*, hg. von Barbara Hoffmann/Renate Dürr/Ulrike Gleixner/Helga Zöttlein, Frankfurt/Main: Ulrike Helmer Verlag.
- Zuckerman, Harriet/Cole, Jonathan R. Cole/Bruer, John T. (Hg.) (1991): *The Outer Circle. Women in the Scientific Community*, New Haven, London: Yale University Press.